

Buchbesprechungen

Manfred Knedlik, Aufklärung in München. Schlaglichter einer Aufbruchzeit, Verlag Friedrich Pustet Regensburg 2015 (Kleine Münchner Geschichten), 152 Seiten, ISBN/EAN: 9783791726502, 12,95 Euro

„Daß nun dem Land eine neue Sonn geh auff“ – dieser Wunsch bezieht sich auf Bayern und findet sich im „Parnassus Boicus“ (der bayerische Parnaß), eine der wichtigen Zeitschriften der Aufklärung in Bayern, wie der „Patriot in Baiern“ und die „Annalen der Baierischen Literatur“.

Manfred Knedlik will den Nachweis führen, daß Bayern gar nicht so rückständig war, wie (v.a. norddeutsche) Kritiker behaupteten. Die europäische, vor allem von Frankreich ausgehende, in Deutschland mit den Namen Lessing und Kant verbundene Bewegung ist auch in Bayern wirksam.

Freilich ist Aufklärung in Bayern – im Gegensatz zum protestantischen Norddeutschland – katholisch geprägt: „Grundziel in Bayern und anderswo im Süden wurde, Aufklärung und Katholizismus zusammenzuführen. In der Sonderform der katholischen Aufklärung leistete der oberdeutsche Raum in einer eigenen, moderaten, oftmals auch nur rezeptiven Weise einen Beitrag zur allgemeinen Fortschrittsbewegung des 18. Jahrhunderts.“

Manfred Knedlik konzentriert sich dezidiert auf die Aufklärung in München; die Haupt- und Residenzstadt mit damals 38 000 Einwohnern ist der wichtigste Ort der Aufklärung in Bayern, dort wird ein Gutteil der Arbeit geleistet.

Bei der Durchsetzung der Aufklärung helfen - trotz Eingriffen der Zensur - Zeitschriften, gelehrte Fehden, Leihbibliotheken und Lesegesellschaften.

Die „Institutionalisierung“ der Aufklärung vollzieht sich, nach einigen Vorgängern, 1759 mit Gründung der noch heute existierenden „Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften“ in München; sie veröffentlicht Zeitschriften und Abhandlungen, bearbeitet vielfältige Themenfelder, stellt dazu Preisfragen und hält öffentliche Vorträge ab.

Träger der Aufklärung sind Intellektuelle, adlige und bürgerliche Beamte, Kleriker, auch manche Klöster außerhalb Münchens (z.B. Polling, Oberaltaich, St. Emmeram in Regensburg, Ensdorf mit Anselm Desing), die oft über reiche Bibliotheksbestände verfügen. Die katholisch geprägte Aufklärung in Bayern trägt nicht selten auch bayerisch-patriotische Züge. Sie wäre aber nicht möglich gewesen ohne aufgeklärte, freilich absolutistisch regierende Monarchen wie Kurfürst Max III. Joseph (dessen „helle Denkart“ Lessing lobt), König Max I. Joseph und besonders sein Minister Montgelas. Mit Alois Schmid kann man von „Reformabsolutismus“ sprechen. „Umfassende Reformen, die alle Bereiche des staatlichen Lebens erfassten: Staat, Recht, Kirche, Wirtschaft, Soziales, Gesundheitswesen“ – solche von Nützlichkeit und „Fortschritt“ diktierte Maßnahmen bereiten das „moderne“ Bayern vor. Und das bedeutet konkret beispielsweise Schuldenabbau, Merkantilpolitik (Manufaktur Nymphenburg), neues Schulwesen („Humanisten“ vs. Realschulen), restriktive Kirchen-

politik (auch beim Kirchenbau), aber auch die päpstliche Aufhebung des einflussreichen Jesuitenordens sowie die staatlich verordnete Aufhebung der Klöster in Bayern 1802f. zeigen Wirkung. Im Jahr der Revolution in Paris eröffnet man in München den Englischen Garten (um „umstürzlerische Gedanken einzudämmen“); auch der Hofgarten, die Gemäldegalerie, die Hofbibliothek und das Hoftheater werden öffentlich zugänglich.

Als zünftiger Historiker gibt Manfred Knedlik einen nüchternen, aber nicht trockenen Überblick. Es ist kein Tadel, wenn man mehr gewünscht hätte, so den Vergleich mit dem „Mutterland“ der Aufklärung Frankreich, das Revolutionsjahr 1789 speziell in Bayern, die geheimnisumwitterte Rolle der Illuminaten (die v.a. unter Karl Theodor staatliche Organe unterwandern, verfolgt werden und dann doch wieder im Staatsdienst landen), wie tief die bayerische Aufklärung in der Bevölkerung Wurzeln fasste.

Die wichtige „Ode auf die Inquisition“ des Aufklärers und Sprachforschers Andreas Zaupser („Nachlese zum bayerischen und oberpfälzischen Idiotikon“ [1789]), wird besprochen, aber nicht abgedruckt. Manfred Knedlik gibt einen gut lesbaren, quellenreichen Überblick auf 150 Seiten. Es sind, wie der Untertitel zurecht verspricht, „Schlaglichter einer Aufbruchszeit“, in der auch in München das Licht der Aufklärung zu leuchten beginnt.

Norbert Elmar Schmid

Christian Kuchler und Jörg Zedler (Hgg.), Das 20. Jahrhundert aus lokaler Perspektive. Osterhofen im Zeitalter der Extreme, Regensburg 2016, Verlag Friedrich Pustet, 336 Seiten, ISBN 978-3-7917-2716-5, 26,95 Euro

Am Abend des 9. November 2015 fand im Festsaal des Damenstifts Osterhofen die – gemessen am Impressum wohl etwas vorzeitige – öffentliche Präsentation eines Buches statt, auf das man von Seiten der Stadt schon sehnsüchtig gewartet hatte. Unter den Verfassern befanden sich auch einige Mitglieder des Geschichtsvereins, allen voran Prof. Dr. Christian Kuchler von der RWTH Aachen University sowie der ehemalige 1. Vorsitzende des Vereins, Dr. Stephan Deutinger von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Mit entsprechender Freude wurde das Werk denn auch öffentlich aufgenommen, wenngleich seine Thematik doch ungewöhnlich und durchaus schwierig ist: Das 20. Jahrhundert aus lokaler Perspektive. Ist es wirklich schon an der Zeit, das gefühlt soeben verflossene und von so ziemlich allen Lesern selbst durchlebte Säkulum professionell zu historisieren? Noch dazu aus einem eng umgrenzten geografischen Blickwinkel heraus, der zwangsläufig mit vertrauten Namen aus der Nachbarschaft arbeiten muss?

Wir wollen den vorliegenden Sammelband also ausführlich betrachten. Auf das „lange 19. Jahrhundert“, das per definitionem vom Beginn der Französischen Revolution 1789 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 andauerte, folgte das nur mehr „kurze 20. Jahrhundert“ als ein „Zeitalter der Extreme“,

das mit dem Zusammenbruch des Ostblocks (1990/91) an sein unvorhergesehenes Ende gelangte. Alle drei der genannten Begriffe wurden geprägt von Eric Hobsbawm (1917–2012), einem der wohl renommiertesten Universalhistoriker der vergangenen Jahrzehnte, der sich mit seinen marxistisch inspirierten Studien über die Arbeiterbewegung und über die Erfindung von Traditionen einen Platz im Historikerolymp gesichert hat. Dass seine Thesen nicht nur in elitären Kreisen Anerkennung finden, zeigt sich in der Adaption seiner Vorstellung vom 20. Jahrhundert auch und nicht zuletzt in der bayerischen Landesgeschichtsschreibung, die es sich in zunehmendem Maße zur Aufgabe macht, „die örtlichen und regionalen Brüche wie Kontinuitäten“ dieses verkürzten Zeitalters an lokalen Beispielen zu diskutieren und „in größere geschichtliche Zusammenhänge“ zu stellen – auf eben jene Weise, wie es hier die Herausgeber für die seit der Gebietsreform von 1972 zum Landkreis Deggendorf gehörende Stadt Osterhofen unternommen haben.

Viel mehr als das nicht immer einfache Herangehen an die Zeitgeschichte muss vor diesem zeitgemäßen Forschungskontext folglich ein ganz anderer Umstand problematisiert werden, dem sich die Herausgeber in ihrem Vorwort widmen: Was kann die lokale Perspektive tatsächlich „liefern“? War schließlich Osterhofen im 20. Jahrhundert nicht eine Stadt wie tausend andere? Hatte sich hier in einer sich selbst standardisierenden Zeit, „als der innerbayerische wie der innerdeutsche Zentralismus einen Grad erreicht hatten, wie es ihn wohl nie zuvor gegeben hatte“, überhaupt Spezifisches und damit Nennenswertes ereignet? Würde die Osterhofener Fallstudie mehr sein können als eine Fußnote der „großen“ Geschichte? Aus gleich dreierlei Hinsicht wird dies hier voll und ganz bejaht: Erstens komme angesichts der föderalen Tradition innerhalb Bayerns und Deutschlands der kollektiven Identitätsbildung auf lokaler bzw. regionaler Ebene eine wichtige Rolle zu. Zweitens liefere die Einzelstudie in der Zusammenschau mit anderen die unabdingbare Basis für eine allgemeingültige Gesellschaftsgeschichte, und drittens könne man gerade hier eine „Spannung zwischen übergeordneter Entwicklung und lokaler Umsetzung“ beobachten, die die „Frage nach dem Grad der Generalisierbarkeit und Repräsentativität lokaler Ergebnisse“ aufwerfe. Nicht zuletzt schwingt aber bei alledem auch der Gedanke mit, dass vergleichbare Betrachtungen für den ländlichen Raum um Osterhofen bzw. für ganz Niederbayern (noch) sehr rar gesät sind. In anderen Worten: Hier wird Pionierarbeit geleistet. Dass ein solches Vorhaben natürlich nicht allumfassend sein kann, muss nicht gesondert erwähnt werden. Viel interessanter ist stattdessen die – in aller Regel nach pragmatischen Gesichtspunkten zu treffende – Auswahl der Einzelkapitel und ihrer jeweiligen Autoren.

Den Anfang macht Stephan Deutinger, dessen Betrachtung der „Osterhofener Identitäten im Wandel“ in gleich mehrfacher Hinsicht unbestritten voran steht. Nicht nur verfügt sie über die höchste literarische Qualität des gesamten Bandes, sondern sie leistet vor allem den unverzichtbaren Blick auf das Innerste der Menschen, die diesen ausgewählten Raum prägten und nach wie vor prägen. Und nicht nur das: Durch Deutingers Ausgreifen bis zurück in

die Zeit der Säkularisation und des damit einhergehenden tiefgreifenden Umbruchs wird dem Leser verdeutlicht, wie intensiv sich die Suche nach neuen Identitäten tatsächlich gestaltete und gestaltet, und wie langlebig und wandelbar zugleich diese sein kann. Durch die Herangehensweise des Verfassers, der aus den Veränderungen des äußerlichen Stadtbildes seit der Reichsgründung lesen lässt wie aus einem Buch, wird sein Kapitel buchstäblich zum Augenöffner, der den Weg für die Folgebeiträge ebnet. Da ist zum einen der Stadtplatz, der sich erst nach dem Ende des Alten Reiches vom pragmatisch genutzten Zentralort zum Mittel der städtischen Selbstinszenierung zu wandeln begann und sukzessive zum Aufstellungsort für diverse, den jeweiligen Zeitgeist widerspiegelnde Denkmäler wurde. Gleich ob die Reichsgründung von 1871, der Erste Weltkrieg und der sich daraus ableitende Nationalismus oder der föderalistische Neubeginn nach 1945 – hier konnte man seither Geschichtspolitik in Aktion erleben und die reichhaltige Produktpalette einer gesellschaftlichen, vermeintlich heimischen Identitätsfabrik bzw. „Wissens“-Manufaktur bewundern, sowie sich diese Produkte auch gleich unhinterfragt aneignen. Weitere Örtlichkeiten innerhalb der Stadt folgten diesem Prinzip: Der Neubau der alten Spitalkirche 1870/72 inklusive Patroziniumswechsel etwa machte Schluss mit der jahrhundertelangen monastischen Vergangenheit Osterhofens, die bald vom modernen Monarchenkult abgelöst wurde: Der Luitpoldplatz, der Luitpoldbrunnen und nicht zuletzt auch der Marienplatz knüpften an die enge Verbindung zwischen Bayern, dem Haus Wittelsbach und der „Patrona Bavariae“ an. Auffällig daran jedoch, so die bemerkenswerte Feststellung Deutinners, ist vor allem die jeweils zeitliche Verschiebung, die sich hinter so mancher Identifizierung versteckt: Während sich nämlich der „germanische Weihebezirk“ des Kriegerdenkmals aus dem Jahr 1875 und das damit verbundene Bekenntnis zum Kaiserreich ebenso wie die Treue zum selbsterklärten König Ludwig III. vor Beginn des Ersten Weltkriegs nur schleppend in den Köpfen der Osterhofener verankern konnten, brachte ausgerechnet die Niederlage des Jahres 1918 eine echt deutsche und echt monarchische Gesinnung mit sich, frei nach dem Motto: Jetzt erst recht! (Die Nähe zu Schloss Moos, wo Gräfin Gundelinde von Preysing, eine Tochter König Ludwigs III., „residierte“, mag natürlich das ihre dazu beigetragen haben.) Auch wenn sich die pluralistische, weitgehend entpolitisierte Gesellschaft von heute kaum mehr auf „einheitlich zu deutende Symbole festlegen“ lassen will (S. 52), so ist sie doch auch darin wiederum ein Abbild ihrer Zeit, das trotzdem und vielleicht gerade deshalb vermehrt nach alten, neuen und wieder zu entdeckenden Zugehörigkeiten Ausschau hält. Der Verlust der eigenen städtischen Vergangenheit, wie er sich etwa aus dem Abbruch der Stadttore und des alten Rathauses ergab, führte und führt so die einen zurück in die feierlich zu erinnernde Geschichte einer so nie existenten „Herzogstadt“, während die anderen den gleichen Umstand in völlig konträrer Weise zum Anlass nehmen, das eigentliche Osterhofener Gütezeichen im Anspruch auf Modernität und auf ein „Mit-der-Zeit-gehen“ zu erblicken. Schablonen also allerorten – wie aber ist es Osterhofen mit ihnen im Einzelnen ergangen?

Während Wolfgang Weiß in seiner Darstellung der „Entwicklung des kirchlichen und religiösen Lebens seit 1900“ (S. 89–132) parallel zu den Beobachtungen Deutingers eine umfassende „geistliche Topographie“ (S. 110) des untersuchten Gebiets nachzeichnet, die vom einst mystischen Zugang des 19. Jahrhunderts und seiner neugotischen Architektur über das purifizierende Zweite Vatikanische Konzil zugunsten einer erneuerten Liturgie bis hin zu den eher denkmalpflegerisch inspirierten Restaurierungs- und Wiederherstellungsmaßnahmen der 1990er Jahre reicht, findet Bernhard Taubenberger in seiner Betrachtung der „Parteien- und Kommunalpolitik im Osterhofener Land (1918–1990)“ (S. 63–88) zu deutlich einfacheren Mustern. Wie der erfahrene Parteiengeschichtsschreiber nachweist, waren es zumindest hier fast durchwegs die persönlichen Qualitäten, die über Erfolg und Misserfolg der parteipolitischen Akteure entschieden. Obwohl „die erste Hälfte des Jahrhunderts eindeutig durch die Konservativen geprägt und die zweite von den Parteifreien dominiert wurde“ (S. 88), waren es immer wieder die von innerparteilichem Zank und persönlichen Befindlichkeiten geprägten Vorkommnisse, die die Kommunalpolitik vor Ort ausmachten. So mancher mag sich damit an das altbekannte Diktum erinnern fühlen, dass es keine „rote“ oder „schwarze“ Kanalisation gibt, weil hier eben doch andere Gesetzmäßigkeiten greifen.

Ausnehmend aktuell, ja geradezu wie eine Aufforderung zur Suche nach Parallelen in der gegenwärtig aufgeheizten Asyl- bzw. Migrationsdebatte, wirkt – vermutlich ungewollt – der Beitrag von Karolina Novinšćak Kölker über „(Zwangs-)Zuwanderungen nach Osterhofen im 20. Jahrhundert“ (S. 133–156). Die Verfasserin legt ihren Schwerpunkt auf die enormen gesellschaftlichen Umwälzungen, die Zwangsarbeit und Verfolgung sowie Flucht und Vertreibung während und nach dem Zweiten Weltkrieg gerade auf dem katholischen Lande angestoßen haben. Am konkreten Beispiel des ukrainisch-polnischen Paares Joseph und Stefania Maslihan aus dem UNRRA-Lager Winzer, wo die beiden ehemaligen Zwangsarbeiter neben anderen so genannten Displaced Persons seit 1946 untergebracht waren, lässt sich zum einen ablesen, wie vielschichtig Migration unter den damaligen Gegebenheiten „motiviert“ sein konnte, zum anderen aber auch, wie vorübergehend die Niederlassung nach Kriegsende. Oftmals war Osterhofen und Umgebung nur Durchgangsstation auf dem Weg etwa in die USA – ähnlich wie seinerzeit im DP-Camp Deggendorf, von wo die Reise in der Regel jedoch nach Israel führte. Dessen ungeachtet mussten aber vor allem deutsche Flüchtlinge, meist protestantischer Sozialisation und in großer Zahl, dauerhaft integriert werden. Ohne Hab und Gut, mit fremdem Dialekt und mitunter aus den großen Städten im einstigen Osten des Reiches stammend, waren Konflikte oft genug programmiert. Doch sie waren nicht die letzten, die sich über die Jahrzehnte mit ihren Familien zu „Osterhofenern“ wandeln sollten: Es folgten seit den 1960er Jahren vor allem die (meist türkischen) Gastarbeiter, später die Aussiedler und Spätaussiedler aus dem einstigen Ostblock sowie zuletzt besonders aus der ehemaligen UdSSR. Novinšćak Kölker schließt mit der Feststellung, dass im Jahr 2011 acht Prozent der Wohn-

bevölkerung des Stadtkreises Osterhofen „Migrationshintergrund“ aufweisen – eine Kategorie, in die nur diejenigen Personen fallen, die nach 1955 in die Bundesrepublik zugewandert sind. Der Umbruch, den das „kurze zwanzigste Jahrhundert“ mit sich brachte, ist somit aus bevölkerungsgeschichtlicher Sicht unverkennbar, und zwar bis in den (nur buchstäblichen) „letzten“ Winkel auch der Kommune Osterhofen.

Mit dem darauffolgenden Beitrag von Georg Köglmeier über „Das Ende des Ersten Weltkriegs und die Revolution in Osterhofen 1918/19“ (S. 157–176) vollzieht die Gliederung des Bandes einen Schwenk weg von den thematischen Längsschnitt-Untersuchungen hin zu einem chronologischen Ansatz. Der Verfasser gründet seine Darstellung auf dem klerikal-konservativ ausgerichteten „Osterhofener Wochenblatt“ jener Tage, anhand dessen die Einrichtung etwa eines lokalen Arbeiter- und Bauernrates ebenso wie einer Bürger- und Ortswehr nachvollzogen werden kann. Obwohl es zu keiner Zeit zu Unruhen in der Stadt gekommen war und die Ausrufung der Räterepublik am 7. April 1919 ebenso wie die Ausrufung der Kommunistischen Räterepublik in der darauffolgenden Woche praktisch ohne Auswirkungen geblieben war, wurde im Rahmen einer eher pragmatischen Selbstorganisation das Fundament für den Übergang in ein zumindest vorerst demokratisches Zeitalter gelegt.

Gleichwohl zeigt Nikola Becker in ihrer daran anschließenden Betrachtung Osterhofens während der Weimarer Republik (S. 177–196) mit aller Klarheit auf, dass die Stadt in den Jahren danach sehr wohl in ihren „überlieferten kulturellen Strömungen verwurzelt“ blieb. Insbesondere das Stadtjubiläum anlässlich der „500-jährigen Wiederkehr der Eingliederung in das Herzogtum Niederbayern“ anno 1928 und das zu diesem Anlass aufgeführte Theaterstück von P. Gallus Ritter OSB aus Metten (dem Verfasser des zeitgleichen antijudaistischen Spiels „Das Heilige Mirakel“ für die „Deggendorfer Gnad“) legen beredtes Zeugnis ab von dem Bedürfnis nach historisch legitimer bzw. verbrämter Selbstvergewisserung.

Wie sehr es die Nationalsozialisten verstanden hatten, in diese Lücke vorzustoßen, belegt sodann Susanne Wanninger. Ihre Betrachtung Osterhofens zur Zeit des Dritten Reichs (S. 195–210) besticht dadurch, dass sie drei ausgewählte Einzelschicksale in den Mittelpunkt stellt. Es ist eine Einladung zum Miterleben und Mitfühlen, wenn etwa der Osterhofener Gastwirt Karl Ebenböck „wegen Erzählen eines schlechten Witzes“ über den „Führer“ und anschließend erfolgter Denunziation in Anwendung des so genannten Heimtückegesetzes zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, und wenn eine vor Ort eingesetzte polnische Fremdarbeiterin für ihre Beziehung zu einem französischen Kriegsgefangenen eingesperrt wird. Hochkomplexe Beziehungsgefüge innerhalb der Stadtbevölkerung scheinen andererseits auf, wenn Wanninger am Falle Anny Gerhäusers aufzeigt, dass hier eine Bürgerin Osterhofens eine scheinbar stadtbekanntes Jüdin bei sich „versteckt“ und in diesem Vorgehen von Anderen gedeckt wird – dem Ortsgruppenleiter inklusive. Das wiederum wirft indirekt die Frage auf, wer denn nun innerhalb der Ortsgruppe eigentlich „Nazi“ war

und wer sich „nur“ den Umständen anpasste. Mit Blick auf personelle Kontinuitäten zwischen dem Dritten Reich und der frühen Bundesrepublik, wie sie sogar im Bundeskanzleramt unter Adenauer einschlägig waren, muss es jedenfalls nicht verwundern, solche auch in Osterhofen anzutreffen. Man mag daraus seine eigenen Schlüsse ziehen.

Mitherausgeber Christian Kuchler bläst in das gleiche Horn, wenn er in seiner Untersuchung das Kriegsende 1945 als „Zäsur des 20. Jahrhunderts“ hinterfragt (S. 211–228) und zu der Folgerung gelangt, dass das Kriegsende „keine epochale Zäsur“ für Osterhofen darstellte. Auf der Grundlage der so genannten Kriegs- und Einmarschberichte katholischer Geistlicher an das Bischöfliche Ordinariat in Passau, welche unmittelbar nach dem Ende der Kampfhandlungen von dort angefordert worden waren, kann Kuchler nachweisen, dass zum einen keine Auseinandersetzung mit den in den vorausgegangenen zwölf Jahren angehäuften „Dimensionen des Unrechts“ stattfand und dass sich zum anderen die Region überhaupt schon während der Kriegsjahre nachhaltig zu verändern begonnen hatte. Gemeint sind damit vor allem die in großem Stil einsetzenden Bevölkerungsverschiebungen, die der Krieg sowohl in seinem Verlauf als auch und ganz besonders nach seinem Ende verursachte – in einer Gegend, an der bisher sogar die Industrialisierung beinahe spurlos vorbeigegangen war. Obwohl damit also eine Zäsur durchaus gegeben erscheint, ist diese aber nicht an irgendeine vermeintliche „Stunde Null“ zu knüpfen, so das Fazit. Es empfiehlt sich, diesen Beitrag parallel zu demjenigen Novinšćak Kölkers (siehe oben) zu lesen.

Der sich nicht zuletzt aus diesen Umwälzungen ergebende Strukturwandel der 1950er und 1960er Jahre bildet sodann den Betrachtungsgegenstand von Laura Pachtner und Markus Schmalzl, die die Zeitläufte der Stadt Osterhofen von der „bäuerlichen Metropole des östlichen Gäubodens“ bis zum modernisierten, westlich orientierten und grenzlandnahen „Unterzentrum“ verfolgen (S. 229–246). Massenkonsum, Individualmobilisierung, Bauboom und Rückgang der Landwirtschaft lauten auch hier, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Zonenrandgebiet, die Schlagwörter auf dem Weg in eine Gegenwart, in der Wohngemeinden und (auswärts gelegene) Arbeitsplätze im sekundären und tertiären Bereich zum typischen Erscheinungsbild gehören. Die zwar späte, aber immerhin vorhandene Anbindung an die Autobahn A3 und die Ansiedlung von Wirtschaftsbetrieben sowie von höheren Bildungseinrichtungen werden ebenso als richtungsweisend portraitiert.

Beinahe fühlt sich der Leser am Ende dieses Kapitels im Hier und Jetzt angekommen, wäre da nicht noch der vorletzte Beitrag von Gerrit Himmelsbach und Jörg Zedler über die Gebietsreform in der Stadt Osterhofen und in den eingegliederten Gemeinden (S. 247–271). Auch ohne dass er explizit angesprochen wäre, ist sein Zweck doch klar erkennbar: Der heutige Zuschnitt sowohl des Landkreises als auch der Kommune entspricht nicht mehr den Grenzziehungen von einst. Diesen Umstand nicht zu thematisieren, würde unweigerlich eine grobe Verzerrung in der Wahrnehmung des Gegenstands durch den

Leser zur Folge haben – verfügen doch viele von ihnen über keine persönliche Erinnerung an die Zeit davor. Es war eine Epoche, in der der Stadtgemeinde zehn selbstständige Landgemeinden gegenüberstanden, deren historisch-topografische Vielfalt zudem unübersehbar ist: Die Spanne reicht vom Vilstal zum Gäuboden, von der Donau bis hin zu den beiden sich eng aneinanderschmiegenden und doch so eigenständigen Gemeinden Osterhofen und Altenmarkt. Auch die Um-Kreisung von Vilshofen nach Deggendorf darf hierbei natürlich nicht vernachlässigt werden, zumal man sich deren Umsetzung geschickt mit der Zusicherung verbinden ließ, den Bau der Donaubrücke nach Winzer zu realisieren und die Trinkwasserversorgung zu forcieren. Eines, so die Autoren, sei durch diese Reform-Maßnahmen ganz maßgeblich gelungen, nämlich der Abbau des Leistungsgefälles zwischen Stadt und Land. Damit ist wohl der letzte wesentliche Schritt in unsere heutige Lebenswelt gemacht – in die offene und zunehmend amorphe Einheitsgesellschaft.

Den für Osterhofen und seine Geschichte nach all dem Gesagten nur als Glücksfall zu bezeichnenden Band beschließt eine Überblicksdarstellung Rainer Liedtkes über das kurze „europäische Jahrhundert“ (S. 247–271). Es handelt sich dabei um eine gediegene Darstellung, die in einer fiktiven „Enzyklopädie der europäischen Geschichte“ bestens aufgehoben wäre und die die nächste Studentengeneration gut in die genannte Thematik einführen könnte. Warum sie allerdings hier, und vor allem an dieser Stelle, zu stehen gekommen ist, erschließt sich dem Leser nicht unbedingt von selbst. Es dürfte sich um den Versuch handeln, abschließend auch eine Prise europäischer Geschichte in die ansonsten ausschließlich durch die bayerische und nationale Brille betrachtete historische Entwicklung der Stadt Osterhofen hineinzutragen – ohne diese allerdings auch nur einmal dabei beim Namen zu nennen. Des Weiteren lässt sich folglich fragen, welchem Zweck etwa die Abbildung der Familie Müller von Königswinter (S. 276), des spanischen Diktators General Franco (S. 277) oder eines antiamerikanischen Plakats aus der Sowjetischen Besatzungszone (S. 288) an dieser Stelle dienen könnte.

Dessen ungeachtet haben die Herausgeber mit ihrem Werk neue Standards in der Erforschung und Darstellung von Heimatgeschichte gesetzt. Wer sich mit ihr befassen will, sollte sich schleunigst mit einem eigenen Exemplar des „20. Jahrhunderts aus lokaler Perspektive“ eindecken – es wird sein (resp. ihr) Schaden nicht sein.

Ernst Schütz